

Hannelore Dill

DIE UNERTRÄGLICHKEIT DER STILLE

Roman

LESEPROBE

freie edition

© 2011

AAVAA Verlag UG (haftungsbeschränkt)

Quickborner Str. 78 – 80, 13439 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

www.aavaa-verlag.de

1. Auflage 2011

Dieser Roman wurde bewusst so belassen,
wie ihn die Autorin geschaffen hat,
und spiegelt deren originale Ausdruckskraft und Fantasie wider.

Alle Personen und Namen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen
sind zufällig und nicht beabsichtigt.



*Erfüllung aber, Erwähltwerden,
der Sieg also über die elende Angst, spurlos ersetzbar zu sein – das alles gelingt nur, wenn die Liebe gelingt.*

Eine romantische Überforderung der Herzensbeziehungen?

Ja, man weiß

Eine Strategie der Verklärung?

Ja, man hört es im Kopf

Das Glücksverlangen aber ist rebellisch.

Es bleibt anarchistisch, wilder als der Kopf.

(Bahr, 1978)

Die Unerträglichkeit der Stille

Vom „kleinen Häwermann“ aus dem Märchen lernt das Kind Undine, wie man der rauen Wirklichkeit entflieht. Der Wirklichkeit und dem schattenhaften Ungeheuer, das in den dunklen Nächten und der Stille lauert.

Sie reist auf den Mondstrahlen in eine bessere Welt oder in eine schönere Zeit. Leider niemals für lange. Dann muss sie zurück in den grauen Alltag, in das graue Haus inmitten vieler anderer grauer Häuser in den grauen Straßen.

Die Zeiten sind schwer und Undine viel zu jung, um die Verantwortung für ihre kleine Familie zu tragen. Sie lässt sich jedoch nicht unterkriegen, weder von all ihren Sorgen - noch von dem Ungeheuer.

Es ist nicht leicht für sie, sich und den Bruder zu beschützen, am Tag und in der Nacht. Nur bei der Großmutter sind sie sicher, denn dahin kommt es nicht, das Ungeheuer.

Irgendwann begreift Undine, was es damit auf sich hat, mit dieser ziegenköpfigen Silhouette, diesem unheimlichen Schatten an der Wand, dem Ungeheuer. Dem Ungeheuer, das ihre gesamte Kindheit überschattet und dessen langer Schatten noch weit darüber hinaus reicht.

Teil I

Vergangenheit

Undine und der kleine Häwelmann

„Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Häwelmann. Des Nachts schlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war. Wenn er aber nicht müde war, so musste seine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nicht genug bekommen.

Nun lag der kleine Häwelmann eines Nachts in seinem Rollenbett und konnte nicht einschlafen, die Mutter aber schlief schon lange in ihrem großen Himmelbett.

„Mutter,“ rief der kleine Häwelmann, „ich will fahren!“

Und die Mutter langte im Schlaf mit dem Arm aus dem Bett und rollte die kleine Bettstelle hin und her, und wenn ihr Arm müde werden wollte, so rief der kleine Häwelmann: „Mehr, mehr!“

Und dann ging das Rollen wieder von vorne an.

Endlich aber schlief die Mutter gänzlich ein, und so viel der kleine Häwelmann auch schreien mochte, sie hörte es nicht; es war rein vorbei.

Da dauerte es nicht lange, so sah der Mond in die Fensterscheiben, der gute alte Mond, und was er da sah, war so possierlich, dass er sich erst mit seinem Pelzármel über das Gesicht fuhr, um sich die Augen auszuwischen; so etwas hatte der alte Mond all sein Lebtag nicht gesehen. Da lag der kleine Häwelmann mit offenen Augen in seinem Rollenbett und hielt das eine Beinchen wie einen Mastbaum in die Höhe. Sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an seiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blasen. Und allmählich, leise, leise, fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter.

„Mehr! Mehr!“ schrie Häwelmann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder seine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwelmann, dass es gerade Nacht war und die Erde auf dem Kopf stand; sonst hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er dreimal die Reise gemacht hatte, guckte der Mond ihm plötzlich ins Gesicht.

„Junge,“ sagte er, „hast du noch nicht genug?“

„Nein,“ schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Mach mir die Tür auf! Ich will durch die Stadt fahren, alle Menschen sollen mich fahren sehen!“

„Das kann ich nicht,“ sagte der gute Mond, aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüsselloch fallen, und darauf fuhr der kleine Häwelmann zum Hause hinaus.

Auf der Straße war es ganz still und einsam. Die hohen Häuser standen im hellen Mondschein und glotzten mit ihren schwarzen Fenstern recht dumm in die Stadt hinaus, aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Es rasselte recht, als der kleine Häwelmann in seinem Rollenbett über das Straßenpflaster fuhr, und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren sie Straßen aus, Straßen ein, aber die Menschen waren nirgends zu sehen“

Die vertraute Stimme der Großmutter plätschert nur noch von fern an ihr Ohr. Undine hat die Augen geschlossen, ganz fest zugekniffen, um den Schatten an der Wand nicht zu sehen. Seinen mächtigen Schatten, verzerrt und in die Länge gezogen, diese ziegenköpfige, hängeschultrige Silhouette, die über die Wand gleitet wie eine Figur in einem Schattenspiel, der Schatten des Ungeheuers

Es ist aber gar nichts da, Undine weiß es genau. Es ist nicht hier. Bei der Großmutter ist sie sicher.

Die Stimme der Großmutter ist verstummt. Sicher glaubt sie, Undine sei eingeschlafen. Sie fährt einmal sacht mit ihrer rauen Hand über Undines Haar, das sich wüst und zerzaust über das ganze Kissen ausbreitet, dann steht sie leise auf, löscht das Nachtlcht und geht hinaus.

Undine aber schläft noch nicht. Sie liegt auf dem Rücken und denkt an den kleinen Häwermann. Aber vor allem denkt sie an den Mond und sein Licht. In der Nacht beleuchtet er die nach Süden gewendete Seite aller Dinge. Er steht mit seinem Gesicht direkt über ihrem Fenster, wendet den Kopf ein wenig ab, mit schrägen Augenbrauen und leicht geöffnetem Mund, die Augen halb geschlossen, so als ob er über irgend etwas dringend nachdenken müsse

Auf einmal öffnet er weit die Augen, lacht sie freundlich an und schickt ein paar lange silberne Strahlen zu ihr herunter. Und nun geschieht das Wunderbare: Die kleine vierjährige Undine mit dem wirren rotblonden Lockenkopf und den tausend Sommersprossen fährt mit ihrem Bettchen auf diesen Strahlen hinaus in die Nacht. Weit fort in ein anderes Land. Vielleicht ein Land ohne Tränen, ohne Angst ohne das Ungeheuer .

Gegenwart

Taumelnd und wie von Sinnen hastet sie auf die Straße. Das dumpfe Zuschlagen der Tür dröhnt in ihren Ohren, fast noch übertönt vom hämmernden Schlag ihres Herzens. Wirre, unzusammenhängende Bilder jagen durch ihren Kopf. Mit steifen Beinen setzt sie sich in Bewegung und es ist, als wollten die Füße ihr kaum gehorchen. Mit einer klammen Hand wischt sie sich übers Gesicht, das nass von Tränen ist, mit der anderen presst sie die braune Tasche fest an die Brust.

Mit gekrümmten Schultern, den Blick zu Boden gewandt, eilt sie voran. Sie fühlt sich seltsam und schwindlig, am Rande einer geistigen und emotionalen Erschöpfung. Das Straße scheint sich ihr entgegen zu neigen, das graue Pflaster ist schon ganz nah. Sie weiß, dass ihr nur noch Sekunden bleiben, bis sie in das wartende Nichts fallen wird.

Um Gottes willen, nur das jetzt nicht. Sie muss weg von hier, und das möglichst schnell. Panik erfasst sie bei dem Gedanken, was passieren könnte, wenn man sie hier ohnmächtig auf der Straße fände. Ein stechender Schmerz schießt ihr den Rücken hinauf, ein Schmerz, der ihr wohl vertraut ist. Zum ersten Mal heißt sie ihn willkommen, denn er macht sie mit einem Schlage munter.

Undine läuft, läuft mit langen, hastigen Schritten durch die stillen Straßen. Eher ist es ein Vorwärtshasten, als würde sie getrieben von unsichtbaren Gespenstern. Grau verschleiert im Zwielflicht stehen die Häuser zu beiden Seiten der Straßen, schmale, winklige Gassen, in denen sich die Häuser vorlehnen, als steckten sie tuschelnd die Köpfe zusammen.

Bald wird es Nacht sein. Ohne einen Gedanken im Kopf hastet sie voran, läuft immer weiter, durch schmutzige, schlecht beleuchtete Gegenden. Längst hat sie ihr Wohnviertel verlassen. Ringsumher ist ihr alles fremd.

Gibt es Hoffnung? Hoffnung zu entkommen? Hoffnung auf ein neues Leben jenseits der Verzweiflung, auf eine andere unbekannt Welt jenseits ihrer Erfahrung?

Wohin soll sie rennen? Gibt es ein Ziel?

Urplötzlich wird ihr klar, dass sie nicht darüber nachgedacht hat, über dieses Ziel. Sie ist gelaufen, hat sich nicht einmal umgesehen - ohne einen einzigen Blick zurück. Wenn sie doch ihr altes Leben abstreifen könnte wie eine überflüssige Haut, um einem neuen, besseren Leben Platz zu machen. Und mit ihm die Vergangenheit und Erinnerung! Aber nein, das kann man nicht. Das kann niemand. Man kann sich und seine Vergangenheit nicht loswerden, mochte man auch noch so rennen und flüchten.

Da ist wieder der pochende Schmerz in den Nieren. Undine versucht ihn zu ignorieren. Sie hört ein Auto hinter sich, das erste Auto in diesen stillen Straßen.

Und plötzlich weiß sie: man ist ihr bereits auf den Fersen! ER ist es! Oder irgend jemand anders. Die Vergangenheit!

Das Auto fährt langsam an ihr vorüber. Sie holt tief Atem und denkt: natürlich, kein Mensch verfolgt mich, es kann ja gar nicht sein. Niemand ist hinter mir her. Niemand weiß, was ich getan habe - noch nicht.

Auf einmal überkommt sie eine ungeheure Müdigkeit. Der Kopf erscheint ihr dumpf und leer, hinter den Schläfen hämmert es. Sie stolpert, die Tasche fällt zu Boden. Mühsam bückt sie sich, der

stechende Schmerz fährt ihr durchs Kreuz. Schweiß tritt ihr auf die Stirn, sie rappelt sich auf und geht mit gesenktem Kopf weiter. Stundenlang geht sie, durch ein unbekanntes Viertel nach dem anderen, durch belebte Straßen und stille Gässchen.

Inzwischen ist es ganz dunkel geworden. Wie lange irrt sie wohl schon durch diese Stadt? Sicher viele, viele Stunden lang.

Die Nacht ist von einem weichen, fast schwarzen Blau, der Himmel übersät mit Sternen. Zwischen Häusern und Wolkenfetzen wirft der Mond sein kaltes, weißes Licht über die schlafende Stadt.

Nicht überall schläft die Stadt.

Undine hat vor einer schmutzigen kleinen Bar in einer Nebenstraße Halt gemacht. Das gelbe Licht einer hohen Bogenlampe fließt über die Straße.

Sie spürt wieder ihre unglaubliche Erschöpfung, Füße und Rücken schmerzen, es hämmert hinter der Stirn.

Ich muss schlafen, denkt sie. Ich bin am Ende. Ganz einfach am Ende mit meiner Kraft.

Ihr Blick wandert an der düsteren Hauswand empor, ein schmales, verräuchertes Backsteingebäude, eine Leuchtreklame für Bier wirft flackernde Schatten auf das Pflaster. Aus der halb geöffneten Tür dringen graue Rauchschwaden und aus den verstaubten Fenstern fällt trübes Licht nach draußen.

Undine ist meilenweit gelaufen und diese Gegend ist ihr ganz und gar fremd. Sicher kennt sie hier niemand.

Kurzentschlossen stößt sie die Tür auf und steht im rauchigen Inneren. Nur wenige Menschen sind in der Bar. Zwei unrasierte Männer mit Schirmmützen auf dem Kopf hocken auf Barhockern am Tresen, in einer schummrigen Ecke kauert ein Liebespärchen in verschlungener Umarmung auf einem alten Sofa.

Der bärtige Mann hinter dem Tresen blickt ihr verblüfft entgegen.

Undine bleibt in der Tür stehen. Plötzlich wird ihr ihr zerzaustes Äußeres bewusst. Als sie so eilig davon lief, hat sie gar nicht darauf geachtet, was sie anhat. Es ist ihr auch jetzt ziemlich egal. Mit einer Hand streicht sie flüchtig über ihr herabhängendes, rotblondes Wuschelhaar, mit der anderen umklammert sie fest ihre braune Handtasche, ihr einziges Hab und Gut in dieser verrückten Nacht.

Auf ihre Frage, ob man hier Zimmer vermiete, nickt der Wirt freundlich. Ja, ein Zimmer könne sie haben. Zwar ohne großen Komfort, aber mit fließendem Wasser und einem anständigen Frühstück am Morgen. Und ruhig sei es hier auch in der Gegend. Leider gehen die Geschäfte nicht mehr so wie einst. Diskos sind wohl mehr gefragt, und dann diese Gegend, na ja.

Und wenn sie noch etwas zu Essen wünsche, auch das sei möglich. Kein großes Essen, aber immerhin eine Bockwurst mit Salat.

Undine schüttelt den Kopf. Nach Essen ist ihr absolut nicht zumute. Aber eine Tasse Tee wäre wunderbar.

Aber sicher, wenn's weiter nichts ist! Tee könne sie haben. Vielleicht mit Rum? Warum nicht, kann doch nicht schaden.

Schließlich hockt Undine in der dunkelsten Ecke der Kneipe auf einem der zerschlissenen Sofas vor einem großen Becher dampfenden Tees und lehnt sich aufatmend zurück. Ihre braune Tasche hat sie neben sich gelegt. Verstohlen kramt sie darin herum. Sie weiß, dass sie Geld mitgenommen hat. Diese Tasche hat schon seit Wochen in einem Schubfach der Flurgarderobe gelegen, ausgestattet mit dem Notwendigsten: ein paar Geldscheine, Ausweis und Führerschein, ein warmer Poncho, ein Trainingsanzug, ein wenig Unterwäsche, Strümpfe und ein paar Kleinigkeiten wie Kamm und Zahnbürste. Viel ist es nicht, aber für mehr war kein Platz, außerdem hätte Undine auch gar nicht gewusst, was man noch hätte einpacken sollen, wenn man sich möglichst unauffällig davonstehlen will.

Eigentlich hatte sie sich nie ernsthaft über ihr Fortgehen Gedanken gemacht. Irgendwann geh ich fort! Das war alles, was ihr manchmal durch den Kopf gegangen ist. Das Packen dieser Tasche war ganz von selbst geschehen, sozusagen aus dem Unterbewusstsein heraus. Sicher war ihr oft durch den Kopf gegangen, ihr Leben zu verändern, aber niemals wäre ihr in den Sinn gekommen, dass es

so geschehen könnte. Dass es auf diese Weise nötig sein würde. Hals über Kopf in die Nacht hinaus!

Auf einmal kommt ihr der Gedanke, dass sie diesem Alptraum vielleicht niemals entkommen, dass ihr ganzes restliches Leben eine Flucht sein könnte. Die Ereignisse der letzten Stunden überfallen sie in einem Gemisch aus grässlichen, beängstigenden Bildern. Mit einem Schrei fährt sie zusammen, als der Wirt plötzlich neben ihr steht.

„Noch ein Teechen mit Rum? Als kleiner Schlaftrunk sozusagen? Sie sehen aus, als ob Sie's brauchen könnten.“

Undine nickt stumm.

Nur ruhig, sagt sie sich energisch. Es ist alles in Ordnung. Ich darf nicht jedes Mal losschreien, wenn man mich anspricht. Und auf keinen Fall will ich mich selbst verrückt machen. Jetzt heißt es, wohlüberlegt einen Schritt nach dem anderen zu tun. Den ersten hab ich bereits getan: ich bin aus meinem Leben ausgebrochen. Wie das geschehen ist – daran will ich jetzt nicht denken. Es ging nun mal nicht anders. Sicher hätte jede andere das Gleiche getan. Jetzt heißt es nach vorne schauen!

Wie sagte die fromme Großmutter Friederike stets?

Es kommt darauf an, wie man sich innen einstellt, ob man das Schwere schwer und steif nimmt oder elastisch. Oft kann man die Schwere nicht loswerden, aber man darf nicht das Vertrauen in seine Flügel verlieren, auch wenn sie grad müd und reparaturbedürftig sind.

Aus den Tiefen ihrer Erinnerungen taucht das verschwommene Bild der Großmutter auf, wie sie steif und gerade auf ihrem Stuhl sitzt und in der Bibel liest, vollkommen in sich gekehrt. Dichtes graues Haar zu einem festen Knoten im Nacken verschlungen, die randlose Brille auf der knöchigen Nase, das Kinn ragt dünn über den hohen Stehkragen. Stets hat sie es fertig gebracht, gleichzeitig energisch und demütig zu wirken.

So jedenfalls lebt sie in Undines Erinnerung

Im Zimmer war es stickig heiß.

Sie drehte die Heizung aus und öffnete das Fenster einen Spalt. Der Mond war aufgegangen. Nur noch sanfter Regen rauschte in silbrigem Schleier vor ihrem Fenster herab. Maria wusste, man erwartete sie unten, um den Abend gemeinsam zu verbringen. Also musste sie sich anziehen und hinunter gehen!

Während sie ihr glattes langes Haar mechanisch mit dem Föhn bearbeitete, schweifete ihr Blick gedankenverloren durch den Raum

Hannelore Dill

wurde in Pommern geboren.

Nach der Flucht landete sie im Kreis Segeberg, wo sie auch heute noch mit ihrem Mann lebt.

Sie hat drei erwachsene Kinder und vier Enkelkinder, die auch bereits erwachsen sind.

Sie alle leben in der Nähe.

Zwanzig Jahre lang hat sie in der Erziehungs- und Lebensberatungsstelle der Diakonie Bad Segeberg gearbeitet. Ihre Arbeit hat sie ständig mit Menschen zusammengebracht, deren Schicksale und Probleme ihr viele Anregungen für ihre Romane gegeben haben.

Nach ihrem Eintritt in den Ruhestand hat sie mit dem Schreiben begonnen.

Inzwischen entstanden 17 Manuskripte.

Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch, Mini-Taschenbuch,
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern über unser ständig wachsendes
Sortiment.



www.aavaa.de